

DEPOIMENTO DO ESCRITOR RUBEM FONSECA: ERINNERUNGEN AN BERLIN

Rubem Fonseca

Tradução de Ute Hermanns¹

¹Ibero-Amerikanisches Institut, Berlin

Seit einigen Monaten wohnte ich bereits im Storkwinkel 12 im Westteil Berlins, in einer komfortablen Altbauwohnung, die mir der Deutsche Akademische Austauschdienst ausgesucht hatte. Eines Tages erfuhr ich, dass Erhard Engler, ein Wissenschaftler von der Humboldt-Universität in Ost-Berlin Nachschub an Büchern brasilianischer Literatur benötigte. Erhard Engler war Dozent für Brasilianistik, später für Lusitanistik und Hispanistik am Institut für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin und hatte Schwierigkeiten, an Bücher auf Portugiesisch zu kommen. Zwischen ihm und der DDR-Regierung gab es Probleme, deshalb erhielt Engler keine Bücher und keine Reisegenehmigungen, um ferne Länder zu besuchen, obwohl er stets eingeladen wurde. Die per Post versandten Bücher erreichten Engler nie. An der Grenze wurden sie regelmäßig abgefangen. Ich beschloss deshalb, Bücher für ihn zu schmuggeln, bei jedem Besuch einige wenige.

Gefragt waren allein Werke brasilianischer Literatur, angefangen bei Clarice Lispector, Graciliano Ramos, Guimarães Rosa, Carlos Drummond de Andrade bis zu anderen Autoren, deren Namen ich nicht mehr erinnere. Ich kaufte die Bücher in einer auf brasilianische Literatur spezialisierten Buchhandlung in West-Berlin.

Je öfter ich mich im Ostteil der Stadt aufhielt, um Museen zu besuchen und durch die Stadt zu schlendern, um so vertrauter



wurden mir die Regelungen für Einreisevisa und das Prozedere um den Zwangsumtausch von 25 D-Mark in 25 Mark der DDR, die während des Aufenthaltes in der Stadt ausgegeben werden mussten. Oft hatte ich beobachtet, wie die Wachmänner die Einreisenden, Besucher oder Bewohner auf ihrem Heimweg in den Ostteil der Stadt, an der Grenze taxierten.

An dem Tag, als ich die erste Buchladung für Engler einsteckte, war es Winter. Also trug ich einen langen Mantel und versteckte die Bücher unter dem Gürtel an Bauch und Rücken. Die Bücher durften keinesfalls zu sehen sein, auch dann nicht, wenn ich diesen dicken Mantel auszog.

Als ich mich gerade in die Warteschlange eingereiht hatte, fragte mich sogleich ein Wachmann, ob ich unerlaubte Dinge mitführte. Einige Meter weiter stellte mir ein anderer Wachmann dieselbe Frage noch einmal. Dieses Theater brachte mich überhaupt nicht aus der Fassung: es war nur eine automatische Routinefrage der Wachmänner an alle Wartenden in der Schlange. Vermutlich achteten die Grenzbeamten nicht einmal auf die Antworten, weil so viele Menschen dicht gedrängt hintereinander in der langen Warteschlange standen. Schließlich trat ich in eine enge Kabine und die Eingangstür fiel hinter mir ins Schloss. Ihr gegenüber lag die ebenfalls verschlossene Tür zum Ausgang. Ich steckte also in dieser kleinen Kabine fest und wartete ab, eingehüllt in meinen dicken Mantel. Ein heller Scheinwerfer flutete mein Gesicht und verhinderte, dass ich meinen Gesprächspartner hinter einer Trennscheibe aus dunklem Glas sehen konnte. Nach kurzer spannungsgeladener Wartezeit wollte er meinen Pass sehen. Dann sagte er etwas, aber ich verstand ihn nicht. Plötzlich sagte er auf Englisch: „Raise your head!“ als wolle er sagen: „Dich schaue ich mir genauer an, um herauszufinden, was du vorhast.“ Ein gesetznestruer und schuldbeuvsster Mensch hätte jetzt angefangen zu schwitzen und sofort seinen Fehler eingestanden. Doch abgesehen davon, dass ich keine Schuld empfand, war ich mir sicher, dass meine Bücher bei dieser Kontrolle unentdeckt bleiben würden und niemand, nicht einmal ein übereifriger deutscher Polizist diese

langweilige Routine erträgt, Stunde um Stunde in einer dunklen Kabine zu hocken, um alte Menschen zu ängstigen, die Flaschen mit Metaxa im Gepäck trugen (Die meisten Grenzgänger waren Senioren, die mit ihren vollen Einkaufstüten nach Hause wollten. Sie allein bekamen die Genehmigung, den Westteil der Stadt zu besuchen oder sogar dorthin überzusiedeln, wenn sie es wünschten).

Einige meiner ersten Berlin-Erfahrungen sind auch in meinen Roman *Vastas emoções e pensamentos imperfeitos* eingeflossen, der in Deutschland im Piper Verlag unter dem Titel *Grenzenlose Gefühle, unvollendete Gedanken* erschienen ist. Da gibt es z.B. die Szene, wo der Protagonist die Grenze nach Ostberlin überquert und mehrere tausend Dollar mitführt, um sie gegen ein Exemplar eines apokryphen Romans von Isaac Babel einzutauschen. Der Roman war während Babels Gefängnisaufenthalt beschlagnahmt und jahrelang in einer Abteilung für verbotene Schriften in der Lenin-Bibliothek in Moskau aufbewahrt worden, bis ein korrupter Bibliotheksangestellter ihn schließlich stahl.

Ich mochte Berlin. Als ich nach dem mehrmonatigen Aufenthalt von dort nach Brasilien zurückkehrte, war ich entschlossen, sobald sich eine neue Gelegenheit ergab, wieder nach Deutschland zu fahren.

Im Oktober 1989 kehrte ich nach Berlin zurück, erneut als Stipendiat des Deutschen Akademischen Austauschdienstes. Meine Wohnung befand sich jetzt in der Schlüterstraße 52, also zentraler gelegen, nahe dem Kurfürstendamm, dem Flanierboulevard des westlichen Sektors. Ich spürte keine Veränderungen in diesem Teil Berlins. Aber im Ostteil der Stadt hatte sich viel verändert.

Am Abend des 9. November, einem Donnerstag, arbeitete ich in meiner Wohnung, als ich Rufe und Gehepe von der Straße vernahm. Es war nach einundzwanzig Uhr. Vom Fenster meines im ersten Stock gelegenen Wohnzimmers konnte ich sehen, dass viele der hupenden Autos Trabis waren (ein irgendwie abwertender Spitzname für das einfache Volksauto Trabant, das in der Deutschen Demokratischen Republik gebaut wurde).

Vor fünf Tagen hatte ich in West-Berlin eine Demonstration auf dem Kurfürstendamm – oder wie er im Volksmund heißt: Ku‘damm

– von hunderttausenden von Leuten erlebt, die den Slogan „Wir sind das Volk“ von der Oktoberdemonstration in Leipzig skandierten. So war ich gewissermaßen auf diesen Ruf in den Straßen vorbereitet, der Freiheiten forderte, wie die Reisefreiheit, zum Beispiel. Wenn Trabis auf dem Ku’damm fuhren, musste die neue Regierung unter Egon Krenz in irgendeiner Weise nachgeben haben.

Ich eilte zum Ku’damm und registrierte die vielen Menschen auf der Straße und die pausenlos hupenden Trabis, die die Öffnung der Grenze zwischen den beiden Teilen der Stadt feierten.

Als die Bevölkerung des Ostteils der Stadt am nächsten Tag sicher sein konnte, dass die Öffnung der Mauer von Bestand war, strömte eine Million Menschen nach West-Berlin, so schätzte es eine Tageszeitung. An diesem Tag hatte ich um 10 Uhr morgens eine Verabredung mit Erhard Engler und Christina Vogel in Ost-Berlin. Ute Hermanns, Lehrbeauftragte an der Freien Universität, eine gemeinsame Freundin, würde mich begleiten.

Wir fuhren mit der S-Bahn zur Friedrichstrasse. Diesmal war es ziemlich leicht, in Ost-Berlin einzureisen. Wir zahlten 5 D-Mark für das Visum und ich glaube, dass der Zwangsumtausch von 25 D-Mark in Mark der DDR nicht mehr verlangt wurde. Es fehlten die Sicherheitskontrollen wie ich sie früher bei anderen Gelegenheiten über mich hatte ergehen lassen müssen. Die Grenzbeamten erlaubten, dass zwei Personen (ich und Ute) zur selben Zeit in jene angsteinflößende und klaustrophobische Kabine eintraten, wo unsere Pässe diesmal nur flüchtig kontrolliert wurden und die Eingangstür geöffnet blieb. Am Ende machten die Grenzbeamten keine Probleme wegen meiner Bücher, die ich für Engler dabei hatte, *Vastas emoções e pensamentos imperfeitos* auf Portugiesisch, *Bufo & Spallanzani* auf Deutsch und *Das vierte Siegel*, eine Anthologie meiner Kurzgeschichten, ebenfalls auf Deutsch. Beide waren im Piper Verlag in München erschienen. Außerdem hatte ich zahlreiche Kassetten mit brasilianischer Musik dabei.

Wir passierten alle Absperrungen und warteten dann vor dem Bahnhof auf Christina und Engler. Eine Mensentraube staute sich aufgeregt vor dem Bahnhof. Auf der Fahrt mit der S-Bahn

zur Friedrichstraße hatten Ute und ich beschlossen, Engler und Christina einzuladen, um ihnen West-Berlin zu zeigen. Doch angesichts dieser Menschenmenge konnten wir uns ausmalen, wie schwer es sein würde, gemeinsam mit ihnen Ost-Berlin zu verlassen. Endlich stießen Engler und Christina zu uns. Christina hatte als Geschenk eine Flasche roten ungarischen Wein, Kekse und Informationsbroschüren über Ost-Berlin mitgebracht.

Engler erklärte, der Verkehr sei schrecklich gewesen, alle Autos aus Ost-Berlin trafen am Bahnhof Friedrichstraße aufeinander und für seinen alten Trabi habe er keinen Parkplatz in der Nähe gefunden. Wir erklärten den beiden, dass wir vorhatten, gemeinsam mit ihnen nach West-Berlin zu fahren. Unsere Einladung wurde aufgeregt, aber auch mit ein wenig Sorge aufgenommen. Christina war 1961 im Jahr des Mauerbaus geboren und in ihrem ganzen Leben noch nie in West-Berlin gewesen. Eigentlich war sie noch nirgendwo auf der Welt gewesen, nur in Ost-Berlin. (Inzwischen haben die beiden mehrere Reisen unternommen, die meisten nach Brasilien).

„Und wenn sie uns nicht zurückkehren lassen?“, fragte Engler halb ernst, halb scherzhaft.

„Wir fahren trotzdem“, antwortete ich.

Ute hatte sich informiert: Die Ostdeutschen brauchten keinen Pass, um die Grenze zu passieren, es genügte der Personalausweis. Es kam der Moment, an dem wir uns trennen mussten. Die Ausländer, wie ich und Ute, Bürgerin West-Berlins, mussten einen anderen Weg gehen. Wir vereinbarten, uns auf dem S-Bahnsteig zu treffen. Nachdem wir über eine halbe Stunde besorgt auf sie gewartet hatten, tauchten Christina und Engler endlich auf

Wenig später kam die S-Bahn, die im Handumdrehen voll war. Als sie sich in Bewegung setzte, klatschten die Menschen Beifall. Einige weinten. Christina stand an einem Fenster und schaute fasziniert nach draußen. Ich sah, wie sie die Augen verdrehte und staunte in dem Augenblick, als der Zug die Mauer passierte. Früher waren hier viele Menschen gestorben, als sie das versucht hatten. Aber dies war ein sonniger Tag mit blauem Himmel und alles sorgte unter den Passagieren im Zug für eine festliche und euphorische Stimmung.

In West-Berlin stiegen wir am Bahnhof Zoo aus, liefen zum Ku'damm, den wir entlanggingen. Wir kamen an einem Juweliergeschäft vorbei, wo in der Auslage Uhren zum Preis von 40.000 D-Mark lagen.

„Das brauchen wir nicht“, sagte Engler, „wir brauchen Freiheit“.

Wir gingen zu meiner Wohnung. Unterwegs kaufte ich eine Flasche Champagner. In der Sonne dieses kühlen Morgens standen wir auf meinem Balkon und stießen erfreut auf die Öffnung der Mauer an. (Vor mir hatte in dieser Wohnung der russische Regisseur Andrei Tarkowsky gewohnt, ebenfalls Stipendiat des DAAD. Wir stießen noch einmal an, diesmal auf Tarkowsky.)

Ich fragte die beiden, wohin sie wollten. Christina und Engler überlegten eine Weile. Schließlich sagte Engler: „Ich möchte gern eine öffentliche Bibliothek besuchen“.

Zuerst mussten wir aber etwas essen. Ute rief Berthold Zilly von der Freien Universität an und wir verabredeten uns zum Mittagessen in der Nähe der Universität mit den Dozenten des Lateinamerika-Instituts aus dem Westteil der Stadt.

Nach dem Mittagessen verbrachten wir den Nachmittag zunächst in der Bibliothek des Lateinamerika-Instituts und danach im Ibero-Amerikanischen Institut neben der Staatsbibliothek. Engler und Christina begeisterten sich für die Bibliotheken, ihren Komfort und die Leichtigkeit, eine solche Menge an vorhandenen Titeln abfragen zu können. Diese ihm zuvor verwehrte Freiheit, jedes Buch schnell bekommen und lesen zu können, machte einen großen Eindruck auf Engler.

Am Abend war der Ku'damm schier unpassierbar. Die Bürger aus Ost-Berlin waren zu Hunderttausenden über die Grenze gekommen und drängelten sich auf der Flaniermeile im Westen der Stadt. Die Menschen sangen und umarmten sich in Liebe und Hoffnung. Manche tanzten, wie wir später aus der S-Bahn heraus und in den kommenden Tagen sehen sollten, auf der Mauer und brachen mit Hämmern und Meißeln viele kleine Stücke aus der Mauer.

Um ein Uhr morgens begleiteten wir Christina und Engler zurück nach Ost-Berlin. Einige brasilianische Freunde, dazu zählten inzwischen auch die Professorin Lúgia Chiappini Leite, die im Wintersemester als Gastprofessorin ein Seminar an der Freien Universität Berlin gab, und Berthold Zilly, damals Akademischer Rat am Lateinamerika-Institut, kamen mit. Beide hatten sich unserer Gruppe angeschlossen. Wir nahmen die S-Bahn ab Savignyplatz. Zilly, der mit seinem Fahrrad zu unserem Treffen gekommen war, stieg mit seinem Gefährt in die Bahn. Er wollte mit Lúgia an der Station in der Nähe des Brandenburger Tors aussteigen, aber das war unmöglich. Der Zug war rappellvoll mit Menschen auf der Rückfahrt in den Osten, so dass niemand in der kurzen Zeitspanne, in der die Türen an den Bahnhöfen offen standen, sich bewegen oder gar aussteigen konnte. Die beiden mussten bis zur Friedrichstraße mitfahren und von dort eine andere Bahn in die Nähe des Brandenburger Tors nehmen

Christina, Engler, Ute und ich stiegen die Treppe des Bahnhofs Friedrichstraße hinab. Zwei oder drei Betrunkene torkelten die Treppe hinunter. Es war bitterkalt. Christina verabschiedete sich mit Tränen in den Augen. „Das war der glücklichste Tag meines Lebens“, sagte sie. Wir winkten zum Abschied, während die beiden sich entfernten, als würden wir uns nie mehr wiedersehen. In Wahrheit aber verabschiedeten wir uns von dem Zauber dieses Augenblicks, der sich nie mehr wiederholen würde.

Am folgenden Tag war ich zum Mittagessen beim brasilianischen Botschafter der DDR in Ost-Berlin, der Hauptstadt der DDR eingeladen. Wie man weiß, war Ostberlin die Hauptstadt der DDR. Die Hauptstadt der BRD war Bonn.

Mário Calábria, der vorherige Botschafter Brasiliens in der DDR, war auch zu diesem Mittagessen eingeladen und wir fuhren in seinem Wagen gemeinsam dorthin. Ich hatte vergessen, mir ein Visum zu besorgen, aber keiner fragte danach. Der ehemalige brasilianische Botschafter war bekannt und unser Wagen kam ohne Probleme über die Grenze. Ich wies Calábria darauf hin, ohne Visum unterwegs zu sein, aber das interessierte ihn nicht und dann waren

wir schon im Ostteil der Stadt. Der Wagen unseres Botschafters in der DDR, Ernesto Ferreira de Carvalho, erwartete uns dort. (Es war dem Fahrer der Botschaft nicht möglich gewesen, die Grenze zu passieren, um uns abzuholen, so viele Autos und Menschen waren an diesem Samstag vom Osten in den Westen der Stadt unterwegs.)

Das Mittagessen verlief in angenehmer, allerdings angespannter Atmosphäre. Der Botschafter Ferreira de Carvalho hatte mich schon zwanzig Tagen früher zum Mittagessen eingeladen, aber ich mußte nach Frankfurt, Wien und Grenoble reisen und unser Treffen verschieben. Was eine unterhaltsame Runde werden sollte, um Ochsenchwanz mit Kresse zu genießen und über Literatur zu plaudern (sowohl Calábria als auch Ferreira de Carvalho waren Kenner der brasilianischen Kunst und Literatur und besaßen im Übrigen eine fundierte Allgemeinbildung, was im brasilianischen Außenministerium Itamaraty sehr üblich ist), verwandelte sich in ein Treffen mit vielen Sorgen und Erwartungen. Carvalho sorgte sich über die offiziellen Anrufe, die ihm den Fortgang der Ereignisse vermittelten oder Auskünfte abverlangten. Calábria hatte noch am Abend desselben Tages ein Essen mit hochrangigen Regierungsvertretern, seinen Freunden aus seiner Zeit als Botschafter in Ostdeutschland. Vermutlich fühlten sie sich in dieser Zeit der abrupten und erschütternden Umbrüche nicht mehr sicher in ihren Ämtern. Tatsächlich verfolgte die ganze Welt mit außerordentlichem Interesse, was in jenen Tagen in Berlin geschah. Das Gespräch über Literatur reduzierte sich auf einige Widmungen meiner Bücher für Carvalho. Der Rest war Politik: die Nato, der Warschauer Pakt, Krenz, Gorbatschow, Honecker (er hatte angeordnet, die Demonstrationen brutal niederzuschlagen, aber Moskau hatte das verboten), die Ereignisse in Ungarn und der Tschechoslowakei. Der Ochsenchwanz mit Kresse, eine typisch brasilianische Delikatesse, die ich in Deutschland nur selten aß, wurde serviert, aber nicht entsprechend degustiert, so wie er es verdient hätte. Angesicht des politischen Gewichts der Ereignisse verblassten in diesem Augenblick sogar die verführerischsten sinnlichen Genüsse.

Kurz nach sechs Uhr brach Calábria auf. Ich blieb bis um neun Uhr bei Botschafter Carvalho und verabschiedete mich dann, nicht ohne zu erwähnen, ohne Visum unterwegs zu sein. Die Mauer war zwar gefallen, aber es gab noch Grenzen und zwei Länder. Ich hielt mich also illegal in der DDR auf. Als ich am Grenzübergang Checkpoint Charlie auf der Ostseite ankam, wurde ich nach meinem Visum gefragt. Da ich keines hatte, wurde ich festgenommen und zu einer sympathischen Polizeikommandantin in Uniform gebracht, die ein tadelloses, akzentfreies Englisch sprach. Sie sagte, ich würde verhaftet und müsste das übliche, bei diesen Gesetzesverstößen normale Verfahren abwarten, von dem ich aber nicht den leisesten Schimmer hatte. Ich wußte nur, dass man mich gewiß nicht erschießen würde. Man führte mich in einen Raum, wo ich bleiben musste. Kurze Zeit später brachte man mich wieder zu der attraktiven Polizistin, die meine Festnahme angeordnet hatte. Neben ihr stand unser Botschafter Carvalho, vermutlich, weil ich bei unserer Zusammenkunft erwähnt hatte, kein Visum zu haben, und er mögliche Schwierigkeiten geahnt und sich deshalb zum Grenzübergang aufgemacht hatte. Er löste mein Problem mit untadeligem diplomatischen Geschick.

Der Checkpoint Charlie war ein langer überdachter Gang – er wirkte noch länger, als er tatsächlich war, als ich ihn in dieser Nacht entlang lief – er war erleuchtet von grellen Neonlampen, die sogar eine an der Bordsteinkante entlang flitzende Kakerlake nicht unentdeckt gelassen hätten. Ich ging ganz allein diesen langen Weg, der zu dieser Stunde menschenleer war, denn alle Leute, die nach Westberlin wollten, hatten die Grenze schon passiert.

Auf der anderen Seite warteten jetzt Westberliner, die seit dem Mauerfall an der Grenze Bereitschaft schoben, um die Ost-Deutschen zu begrüßen und ihnen Blumen zu überreichen. Ich wurde von einer Menge gefeiert und erhielt Beifall. Die Leute schenkten mir eine Blume (ein Symbol, das während einiger Tage die Menschen und die Autos aus dem Osten, die die Grenze überquerten, kennzeichnete) und boten mir Sekt an. Ich lachte und winkte, schwieg und spielte belustigt meine Rolle als Ostdeutscher

weiter. Schließlich hatte ich das Recht dazu, ich war ein Berliner und *mein Berlin* hatte immer die beiden Seiten mit eingeschlossen.

Am Checkpoint Charlie stieg ich sogleich in die U-Bahn und trug meine Blume bei mir. In dem überfüllten Zug klopfen mir die Leute immer wieder freundlich auf die Schultern; eine Frau küßte mich. Ich schwieg weiter, wollte niemanden enttäuschen. Am Adenauerplatz stieg ich aus, lief den Ku'damm entlang zu meiner Wohnung in der Schlüterstrasse und auf dem Weg dahin wurde ich gefeiert. Es war nicht schwer, sich vorzustellen, was ein echter Ost-Deutscher empfinden würde. Ich dachte auch gleich, dass dies alles nicht für immer so bleiben würde. Wie alle Märchen, hätte auch dieses ein Ende.

Ich blieb nicht lange zuhause. Die Leute öffneten einen neuen Übergang am Potsdamer Platz, einem Ort mit vielen Geschichten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und der Zeit des Kalten Krieges. Dahin gingen wir, ich und Ute, als Zeugen des weiteren Verlaufs der Geschichte. Es war noch kälter als sonst in der Nacht, in der wir nicht schliefen. Als es Tag wurde, gingen wir zum Brandenburger Tor und liefen an der Mauer entlang. Wir hörten den Lärm der Leute, die versuchten, mit Hämmern und Meißeln der Mauer Stücke zu entreißen.

Seit Donnerstag, als alles angefangen hatte, konnte ich in den Nächten nicht schlafen und jetzt war es Sonntagmorgen. An diesem Tag wäre es nicht möglich gewesen, die Mauer am Brandenburger Tor zu öffnen, weil es für beide Teile der Stadt einen symbolischen Wert erhalten hatte. Die Unversehrtheit der Mauer an diesem Ort bedeutete für die Regierung im Osten, keine völlige Niederlage erlitten zu haben. Aber dieser Widerstand sollte nur 13 Tage dauern. Einen solchen Jubel in der Bevölkerung wie bei der Öffnung des Brandenburger Tors am 22. Dezember 1989, so kommentierte eine euphorische Zeitgenossin, hätte es zuvor nur beim Fall der Bastille gegeben.

Wie reagierten die Schriftsteller im Osten und im Westen? Robert Darnton, der bekannte amerikanische Essayist, lebte zu dieser Zeit als Forscher am Wissenschaftskolleg in Berlin (er ehrte mich, indem er einen meiner Vorträge in der Stadt besuchte) und

kommentierte, dass die Schriftsteller im Osten, die im Allgemeinen für das Weiterbestehen des Sozialismus und einer unabhängigen DDR waren, von dem Augenblick an, als der Chor der Menge aufhörte zu rufen *Wir sind das Volk* und dazu übergang *Wir sind ein Volk* zu rufen, abtauchten und sich zurückhielten.

Sicher hatten die Schriftsteller keinen Einfluss auf den Mauerfall (oder gar auf ihr Fortbestehen in dieser langen Zeit). Wer die Mauer niederriss, war das Fernsehen, das die Betonwände durchdrang. In einer Massengesellschaft musste es ein Vehikel der Massen sein, um die Geschehnisse zu beeinflussen. (Immer wenn ich zur Wohnung eines DDR-Bürgers in Ost-Berlin ging, sah er Programme aus dem Westfernsehen. Programme mit politischen Interviews und mit westlicher Pop-Musik. Der Rock war vielleicht entscheidender für den Fall der Mauer als die Literatur).

Die Schriftsteller im Osten wie im Westen waren verwirrt und in der Mehrheit unfähig zu einer unparteiischen Sicht. Politische Leidenschaft verdirbt immer das Urteilsvermögen. Das ist aber ein Thema für einen anderen Beitrag. Darüberhinaus gibt es das Problem mit der Schuld. Als Joseph Brodsky die russische Prosa in diesem Jahrhundert kommentierte, sagte er, sie sei vom Fortgang der Tragödie gefesselt, die die Nation verheere, und deshalb heute noch immer ihre Wunden lecke, da sie unfähig sei, diese Erfahrung auf philosophischer und stilistischer Ebene zu überwinden. Aber mir scheint, dass die deutsche Prosa dieses Verhalten wiederholte und das vielleicht immer noch tut. Wahrscheinlich, weil diese Erfahrung so grausam war, dass sie nicht vergessen werden kann und darf. In der Welt von heute besteht jedenfalls die zentrale Aufgabe darin, nicht zuzulassen, dass Geschichte vergessen wird und sie ist leichter zu bewerkstelligen, wenn Film und Fernsehen auch dafür eingesetzt werden.

Vier Jahre später

Nach vier Jahren kehrte ich nach Berlin zurück. Während meines dritten Aufenthaltes stellte ich fest, dass viele Deutsche auf

beiden Seiten nach dem Mauerfall immer noch die Teilung fühlten, denn die Mauer bestand in ihren Köpfen als imaginäre Mauer fort, die nicht mit Meißeln, Traktoren oder Dynamit zu Fall gebracht werden konnte.

Früher fühlten sich die geteilten Städte sicher, jede auf ihre Art. Ich habe dann bemerkt, dass Ost-Berlin, das im schützenden kommunistischen Mutterkuchen eingebettet war, nicht mehr existierte und auch West-Berlin als privilegierte Empfängerin kapitalistischer Zuckerstückchen zu existieren aufgehört hatte. Die vereinigte Stadt war eine andere. Ich begegnete Nostalgikern in Ost und West, die das *verlorene Paradies* beklagten. So sagte die Schriftstellerin Monika Maron, die in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik aufgewachsen war, „als die Phase der Euphorie der deutschen Wiedervereinigung vorbei war, begannen Misstrauen und Ressentiments, anstelle der erhofften Brüderlichkeit, die Gespräche zu bestimmen, wenn sie sie nicht sogar verhinderten.“ Oder, anders gesagt, diese vier Jahre hatten bei Weitem nicht gereicht, einen Zusammenhalt der beiden Länder zu befördern.

Ich sah auch, dass nicht nur Berlin anders war. 1993, also vier Jahre später, hatten sich viele Dinge verändert. Ich fuhr nach Deutschland, um Vorträge zu halten und nahm an Debatten in großen und kleinen Städten teil – Aachen (die Karlskirche verdient ein gesondertes Kapitel, das ich leider an anderer Stelle behandeln muss), Hamburg, Frankfurt, Berlin, Düsseldorf, Erlangen, München, Köln, neben vielen anderen. Überall standen jetzt neue Gebäude, die meisten in Berlin.

Kanzler Helmut Kohl erklärte bei der Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands, Ostdeutschland solle in einen Ort verwandelt werden, wo es von Vorteil sei, zu leben und arbeiten. Um dieses Versprechen zu halten, investierte das frühere Westdeutschland eineinhalb Billionen Dollar in das alte Ostdeutschland. Wie man hört, war es die größte Übertragung von Kapital in der Geschichte überhaupt. Aber das erhoffte Ergebnis hat sich bislang nicht eingestellt. Die Arbeitslosigkeit in

Ostdeutschland ist doppelt so hoch wie in Westdeutschland und der Strom der Jugendlichen nach Westdeutschland auf der Suche nach Arbeit ist riesengroß. Die Entwicklung der Region verlief nicht wie ersehnt. Vor kurzem hat eine Kommission dieses Problem untersucht und es der Tatsache zugeschrieben, dass der Hauptanteil der Investitionen in Baustellen, Straßen und Gebäude geflossen ist. Aber das ist eine andere Geschichte.

Rubem Fonseca (1925-2020), Schriftsteller, Witwer, lebte in Rio de Janeiro. Er schrieb Kurzgeschichten, Romane, Chroniken und Drehbücher für Filme. Seine Bücher wurden in circa 12 Sprachen übersetzt. Der Text *Erinnerungen an Berlin* wurde 2004 fertiggestellt.

Copyright für die Übersetzung aus dem brasilianischen Portugiesisch: Ute Hermanns, Berlin.

Recebido em: 15/04/2021

Aceito em: 20/08/2021

Publicado em setembro de 2021

Ute Hermanns. E-mail: uhermanns@caminhos.de. ORCID: <https://orcid.org/0000-0002-0716-6244>.